

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 118: Verein Saiten

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



**Im Rathaus wohnt die Sphinx ++ Rapperswil-Jona ist
zweitgrösste Stadt ++ Die Demonstranten haben viele
Freunde und toxic.fm auch ++ Weiter im Text:
Der Stadtmensch vom Steueramt, Stadtschreiber
Schweiger und Post aus der Ukraine**

STADTLEBEN



22

VORREITER AM ZÜRICHSEE

Rapperswil und Jona fusionieren - ein Gespräch mit Peter Röllin

Am 30. November haben die EinwohnerInnen von Rapperswil und Jona entschieden, ihre beiden Gemeinden zusammenzulegen. Damit entsteht am oberen Zürichsee die zweitgrösste Stadt des Kantons St.Gallen. Der Kulturwissenschaftler Peter Röllin erklärt im Stadtgespräch, in welchem Verhältnis Rapperswil und Jona im Verlauf ihrer Geschichte gestanden sind, wie es zur Fusion kam – und welchen Vorbildcharakter diese für andere Agglomerationsgebiete des Kantons haben könnte. von Yves Solenthaler

Peter Röllin, die St. Galler Gemeinden Rapperswil und Jona am Zürichsee werden fusionieren. Eine entsprechende Vorlage hat Jona noch 1999 - ganz im Gegensatz zur Stadt Rapperswil - abgelehnt. Diesmal klappte es mit 52 Prozent Zustimmung auch in Jona. Ein Zufallsmehr?

Relativ knapp ist das Abstimmungsergebnis in Jona, aber im Vergleich zu 1999 jetzt doch klarer in die positive Richtung. 1999 stimmten noch 53 Prozent der Joner gegen die Vorlage. In Rapperswil ist die Zustimmung gleich hoch, auf 86 Prozent, geblieben. Ein urbanes Zentrum wie Rapperswil mit viel weniger Fluktuation in der Bevölkerung als Jona ist an sich schon konstanter. Die Sache war hier schon vor Jahren selbstverständlicher.

Existiert nun bereits die Gross-Gemeinde Rapperswil-Jona?
Politisch und administrativ noch nicht. Dem wichtigen Grundsatzentscheid folgt nun für beide Gemeindebehörden die nicht leichte Aufgabe, den Vereinigungsvertrag vorzubereiten. Da wird's bestimmt noch Ecken und Kanten geben. 2005 soll dann die definitive Abstimmung

kommen. Wenn alles gut läuft, wird die Stadtgemeinde Rapperswil-Jona am 1. Januar 2007 auch rechtlich starten können.

Rapperswil ist doch ein schmuckes Städtchen mit rund 7000 EinwohnerInnen, das auch von Jona aus intensiv genutzt und belebt wird. Weshalb tat sich die einwohnerkräftigere Gemeinde (17700 EinwohnerInnen) derart schwer mit dem Entscheid?

Geschichte und unterschiedliche Heimaten spielen hier mit. Burg und Stadt Rapperswil sind auch visuell ein starkes Label, eine heitere, profilstark ausgezeichnete wie urbane Dichte im sonst weniger griffigen Siedlungsraum. Bis zu den Franzoseneinfällen 1798 war Jona (damals drei bäuerliche Hofgemeinden) Untertanenland der Stadt. Die Helvetik, beziehungsweise Paris machte Jona zur unabhängigen Munizipalgemeinde. Aber Jona hatte eigentlich als Gemeinde nichts, außer Busen- und Steuereinnahmen. Sie wollten dann - beim Zusammenbruch des Kantons Linth - 1802 zurück zu Rapperswil. Diese aber (da als aktive Gemeindebürger bereits in der Minderheit) wollten die Joner nicht mehr. Die Geschichte der gegenseitigen Ressentiments kennt eine

lange Fortsetzung, zum Beispiel - wie in St. Gallen auch - in konfessionellen Schulfragen. Bei der Abstimmung 2003 war dies kaum mehr ein ernsthaftes Thema. Diesmal taten sich gewisse Kreise in Jona aus rein steuerrechtlichen Gründen schwer. Neinsager wie die Gruppierung «I love Jona» wurden fast zu Lusttötern auch für uns Rapperswiler. Wir haben Ja gestimmt, wurden aber doch stutzig, plötzlich im Rücken, nämlich in Jona, ein Stück schwyzerisches Ebner- und Shareholderland zu spüren und gleichzeitig an die gemeinsame Zukunft zu denken.

Wer hat die Opposition organisiert? Was Sie sagen, klingt nach SVP.
Die SVP bildet zwar auch hier in der Gegend die Front der Nein-Sager. Aber 48 Prozent Nein aus der SVP? Gott behüte. Das starke Nein ging quer durch die Joner Bevölkerung. Was aber entscheidend war: Die gegnerischen Argumente haben eine in weiten Teilen unpolitisch gewordene Öffentlichkeit zusätzlich mobilisiert. Das ist gut so.

Gibt es Wegbereiter dieser Fusion? Existiert die Kooperation Rapperswil-Jona schon in verschiedenen Bereichen?

Die aktuelle Vorlage war vom breiten und engagierten Initiativkomitee «Vereinigung Rapperswil-Jona» initiiert und getragen. Zudem war ihr Konzept politisch schlanker formuliert (z.B. Verzicht auf ein Parlament). Ein zweiter Grund - Ihre zweite Frage - sind die gewachsenen «Realien» über die Gemeindegrenzen hinaus. Es gibt kaum mehr ein Grossprojekt (Verkehrsplanung und Öffentlicher Verkehr, Sportanlagen, Infrastruktur wie Kläranlage oder Feuerwehr, Kultur auch), das die beiden Gemeinden in den vergangenen Jahren nicht gemeinsam angegangen haben. Die Konsequenz des Zusammengehens ist so logisch wie die Tatsache, dass das Abwasser von Rapperswil in Jona geklärt wird und die Feuerwehr aus Jona kommt, wenn hier Feuer im Dach ist.

Das Siedlungsbild Jona steht aber für eine ganz andere Entwicklung als Rapperswil.

Das bäuerliche Jona mit viel Forst wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts wie das Tösstal, das Linththal und die Stadt St. Gallen von der Frühindustrialisierung, präziser von der Textilindustrie erfasst. Jona wuchs über die Spinnereibetriebe an der Jona wie am Rapperswiler Stadtbach. Erst viel später dann auch über andere Gewerbebetriebe. Die grosse Zuwanderung nach Jona seit den 1960er Jahren ist - allerdings ein überörtlicher Mechanismus - mit dem Ausbau der Mobilität und unserem liberalen Kreditwesen (Baukredite!) zu sehen. Statistisch war Jona schon rasch eine Stadt, ist aber heute noch nicht «städtisch», schon eher zwischenstädtisch. Relativ offene, dennoch verdichtete Strukturen füllen die Bauzonen. Die Ausfallstrasse in Richtung Ricken (St. Gallerstrasse) ist die gewerbliche Perlschnur mit entsprechenden Center-Einrichtungen, Garagen usw.

Der Pendlerverkehr aus Jona ist sehr stark nach Zürich ausgerichtet. Ja, auch aus Rapperswil. Rapperswil-Jona gehört lebens- und wirtschaftsräumlich zur Peripherie des Grossraums Zürich. Der Verkehr zielt schon frühmorgens auf Strassen und Schienen in Richtung Zürich, aber auch umgekehrt nach Rapperswil-Jona. Die S-Bahn integriert uns in den Zürcher Verkehrsverbund (ZVV). Rapperswil-Jona ist über drei S-Bahn-Strecken mit der Zürcher City bestens und schnell verbunden. Die neue Grossstadt Rapperswil-Jona ist nun auch von Zürich aus gesehen die zweite Grösse am Zürichsee.

Ein Kernproblem von Rapperswil und Jona ist der massive Privatverkehr durch Stadt- und Wohngebiet. Ist das ein wichtiger Teil des Vereinigungsvertrags?

Über die Seebrücke fahren täglich bis zu 23000 Autos und mehr, eine enorme Belastung nicht nur für den Lebensraum Rapperswil-Jona, sondern für die gesamte Region. Rapperswil und Jona arbeiten seit

Jahren, Rapperswil seit Jahrzehnten am Patient «Verkehr», mit unterschiedlichen Pillen und Heilsbotschaften. Für mich persönlich ist klar: Auch diese interkommunalen Anstrengungen bringen nur lokal Besserungen. Das Ausmass des regionalen und überregionalen Verkehrs müsste endlich auf Bundesebene zu einer Wende zu Gunsten des öffentlichen Verkehrs führen. Das wäre ein echtes Avanti... Leider arbeiten die Politik und der Privatverkehr in die Gegenrichtung.

Sie sagen, Rapperswil-Jona sei ungleich griffig und siedlungsräumlich auch unterschiedlich qualitätsvoll entstanden. Was wären aus Ihrer Sicht für vorrangige Massnahmen zu treffen?

Die Planung von Grossüberbauungen in beiden Gemeinden müsste nun kurz anhalten und Fragen ermöglichen: wie soll diese Stadt klug und funktionierend auch räumlich zusammengehen. Eine schnurgerade Strasse auf Rapperswiler Gebiet (derzeit noch «Neue Jonastrasse», morgen vielleicht schon die Strasse des 30. November) verbindet die beiden Magnete Gemeindezentrum Jona und Altstadt Rapperswil. Dieses Lineal, an dem auch die ausgedienten Zeughäuser und zerhäuselte Privatgrundstücke liegen, könnte und müsste die neue Spange einer dritten Stadt bilden. Es braucht Visionen, wo Stadt/Wohnen/Gewerbe, wo Strassen und Bahnhof, wo Grünenraum zu einer neuen und auch sinnlich wohltuenden und städtischen Figur finden. Das Potential ist auf jeden Fall gross für Weiterentwicklung.

Mit rund 25000 Einwohnern wird Rapperswil-Jona zur zweitgrössten Stadt des Kantons St.Gallen. Ändern sich hier entscheidende Dinge zu St. Gallen, aus der Sicht vom Zürichsee?

Rapperswil-Jona wird in St. Gallen nun in dieser neuen Grösse wohl mental wie politisch, wirtschaftlich und kulturell stärker wahrgenommen werden. Das kann nicht schaden, wenn das Volk ennet Ricken und Wasserfluh wie das St. Galler Kantonsparlament sich darin neu orientieren. Wichtig scheint mir, dass die städtische Stimme hier vom Zürichsee die Gesamtpolitik einer urbanen Zukunft gerade in der Ostschweiz verstärkt. Rapperswil-Jona kommt diesbezüglich vielleicht auch eine gewisse Scharnierfunktion zwischen dem Grossraum Zürich und der Gallusstadt beziehungsweise dem Kanton zu.

23

Die Realität zwingt immer mehr Gemeinden in der Schweiz und in Nachbarstaaten, über Vereinigungen nachzudenken. Im Kanton St.Gallen ist etwa die Fusion von Rorschach, Rorschacherberg und Goldach ein Thema. Im Rheintal befasst sich eine Arbeitsgruppe aus fünf Gemeinden mit dem Projekt «Stadt Mittelrheintal», und ein Zusammengehen von St.Gallen mit seinen umliegenden Gemeinden würde durchaus auch Sinn machen. Hat die Vereinigung Rapperswil-Jona Vorbildcharakter?

Die anstehende und eingeleitete Vereinigung von Rapperswil und Jona ist diesbezüglich wohl das aktuell grösste Reformprojekt in der Schweiz. In diesem Sinne kann es, so es gut über die Bühne geht, durchaus modellhaft werden. Der grosse Vorteil hier an der ganzen Geschichte ist - und dies lässt sich mit historischen Städteeingemeindungen vor 1920 vergleichen -, dass hier Stadt und urbanes Leben mit Geschichte und Gebautem schon vorhanden sind. Rorschach hat dies bestimmt auch. Aber lose zusammenhängende Dörfer müssten bei Vereinigungswünschen erst ein Zentrum ausmachen. Aber ein blosses Zentrum ist noch keine Stadt. ●



Der Kultur- und Kunsthistoriker **Peter Röllin**, geboren in St.Gallen, lebt seit 1972 in Rapperswil, wo er als Dozent, Publizist und Ausstellungsmacher tätig ist, unter anderem für die dortige Kulturstiftung IG Halle.

kleine kunst schule

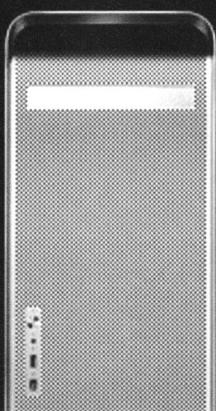
Gestaltungsatelier für Kinder und Jugendliche St. Gallen

Unser Atelier ist neu an der Kleinbergstrasse 1 (Nähe Flurhofstrasse). Einstieg ab Februar 2004 möglich. Nähere Infos: Verein kleine kunstschule Lucia Andermatt-Fritsche 071 278 33 80

PowerMac G5 eine technische Meisterleistung.



Geschäftshaus Neuhof 9015 St.Gallen
fon 071 383 44 40 www.xtnd.ch info@xtnd.ch



teo jakob

St. Gallen, Zürich, Baar
Bern, Solothurn, Genève

Möbel, Büromöbel, Küchen,
Lampen, Textilien, Planung
und Innenarchitektur

Teo Jakob Späti AG
Spisergasse 40
9000 St.Gallen
Tel. 071 222 61 85
Fax 071 223 45 89
st.gallen@teojakob.ch
www.teojakob.ch

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen, Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

SOZIOLOGIE, PHILOSOPHIE, POLITIK, KULTUR

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps
und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!

Der Stadtpräsident macht Kultur, hier mit den Expo-Chefs André Heller, Nelly Wenger und Bundesrat Samuel Schmid. Bild: Daniel Ammann



DIE SPHINX VOM RATHAUS

25

Tritt Kulturchef und Polit-Urgestein Heinz Christen bei den Stadtratswahlen im kommenden Herbst nochmals an? Die Antwort lässt auch zu Jahresbeginn auf sich warten. von Andreas Kneubühler

Auch neun Monate vor den Stadtratswahlen ist die wichtigste Frage weiterhin offen: Tritt Stadtpräsident Heinz Christen nochmals an? Auf die Antwort sind nicht nur die Wählerinnen und Wähler, sondern auch potenzielle Kandidatinnen und Kandidaten der bürgerlichen Parteien, aber auch der SP gespannt. Eigentlich vermuteten alle, Christen werde nicht mehr kandidieren, denn schliesslich ist der Kulturchef seit 1974 Stadtrat und seit 1981 Stadtpräsident. Eine ganze Generation kannte gar nie ein anderes Stadtoberhaupt.

Die Scheite der Merkerin

Alles bereitete sich schon auf eine spannende Erneuerungswahl vor. Doch dann kam die Rüge der Merkerin. Im Tagblatt wird in regelmässigen Abständen über die Ausgangslage für die Wahlen von 26. September 2004 spekuliert. Stadtredaktor Reto Voneschen schrieb Ende April, Heinz Christen werde «ziemlich sicher» nicht mehr antreten. Nur schon das Lebens- und Amtsalter des Stadtpräsidenten sprächen dafür. «Seine explizite Rücktrittserklärung liegt aber nicht vor», hielt er fest.

Darauf reagierte Theres Roth-Hunkeler in ihrer monatlichen Kolumne mit ungewöhnlich scharfer Kritik: «Will ein Lokalredaktor anderthalb Jahre vor einer Wahl Fragen zur allfälligen Kandidatur stellen, müsste er kritische Hinweise zur Amtsführung des Stadtpräsidenten anführen», befand sie. Der Hinweis auf Alter und Amts dauer genüge nicht. «Das ist unfair.» Es sei «bedenklich», dass geschrieben werde,

die SP brauche neue Kandidatinnen und Kandidaten. «Davon kann derzeit keine Rede sein», reklamierte die Merkerin.

Auch eine kulturelle Wahl

Die Reaktion war Erstaunen allenorten - auch innerhalb der SP. Tritt Christen etwa doch noch an? Wird hier das Terrain für eine Überraschung vorbereitet? Hartnäckig hält sich das Gerücht, der Stadtpräsident habe selbst zum Hörer gegriffen und die Schelte via Merkerin dem Tagblatt zugesucht. Doch Christen dementiert. «Es hat kein Telefonat gegeben». Allerdings räumt er ein: «Die Aussagen haben mich gestört».

Es sei unüblich, dass so früh mit Spekulationen begonnen werde und für seine Amtsführung «nicht dienlich». Wann will er denn seinen Entscheid bekannt geben? «Das wird nach den Kantonsratswahlen sein», kündigt Christen an. Und die finden am 14. März statt.

Bis dann müssen sich allfällige Kandidatinnen und Kandidaten aus der eigenen Partei gedulden. Ihnen bliebe bei einem Verzicht von Christen noch sechs Monate Zeit, ihre Kandidatur aufzubauen. Dazwischen liegt allerdings auch noch die Sommerpause.

Ähnlich geht es den Konkurrenten aus dem bürgerlichen Lager. Bisher zögern sie mit der Bekanntgabe einer Bewerbung für das Stadtpräsidium. Denn klar ist: Gegen den populären Christen hätten alle einen schweren Stand.

Die Stadtratswahlen könnten eine Weichenstellung in der Kulturpolitik bedeuten – mit ungewissem Ausgang. Der von vielen erhoffte frische Wind nach der Ära Christen könnte auch ein schneidender und kalter sein. Unter den potenziellen Kandidaten aus dem bürgerlichen Lager gibt es den einen oder anderen, der sich mögliche Steuersenkungen auf keinen Fall durch höhere Kulturausgaben vermiesen lassen will. •

Als am 22. November junge DemonstrantInnen unbewilligt durch die Innenstadt zogen, reagierte die Stadtpolizei mit einer Deeskalationsstrategie. Kritiker, die ein härteres Eingreifen forderten, waren schnell auf dem Plan. Wer in Politkreisen genauer hinhört, merkt allerdings rasch: Die Strategie der Polizei findet einen breiten Konsens. Und das Anliegen der DemonstrantInnen war wohl weitaus berechtiger, als im ersten Moment vermutet. von Etrit Hasler



Im Innern des St.Galler Polizeigebäudes. Bild: Daniel Ammann

26 DEMO ALS FRÜHWARNSYSTEM?

Eigentlich hätte es ganz anders kommen sollen: Ein paar junge Köpfe hatten die Idee ausgeheckt, Flugblätter waren schnell gedruckt und über das Politportal indymedia.ch wurden noch die paar wenigen Zürcher und Berner FreundInnen informiert. Dann hätte das alles ganz friedlich ablaufen sollen, ein antifaschistischer Abendspaziergang nach Berner Vorbild, «für ein St.Gallen frei von Sexismus, Faschismus und Rassismus, gemeinsam gegen rechts.»

Unerfahrene Organisatoren

Aber wie so häufig kam alles ganz anders. Als sich die Demonstration am Samstagabend wieder auflöste, «hatte keiner das Gefühl gehabt, es sei jetzt etwas Grosses gewesen. Ein paar Parolen, ein paar Transparente und das ganze unter Polizeischutz», erzählt eine der Demonstrantinnen. «Als dann am Montag die Zeitung rauskam, habe ich meinen Augen nicht getraut.» Von 20 000 Franken Sachschaden war da die Rede, von einem «Saubannerzug linker Chaoten» und «gewaltbereiten Jugendlichen», und natürlich war schnell klar, wohin der Finger gezeigt werden musste, schliesslich gibt es genau einen Verein in der Stadt, welcher in der alternativen linken Szene agiert: Das Rümpeltum.

Dessen Mitglieder, nach Monaten des Wartens erst gerade mit dem Aufbau eines neuen Treffpunkts beschäftigt, dementierten jedoch umgehend. Polizeikommandant Pius Valier blieb zwar dabei, dass

«Personen aus dem Umfeld des Rümpeltums an der Demonstration eruiert worden seien.» Dass sie jedoch wirklich nichts mit der Organisation zu tun hatten, hört man mittlerweile in der ganzen Szene: Ganz Junge seien es gewesen, und auf jeden Fall nicht aus der Stadt. «So dilettantisch wie die das angegangen sind, würde mich das nicht erstaunen», erzählt die Demonstrantin weiter. «Die hatten ja nicht mal eine rechte Route geplant.»

Auch waren die OrganisatorInnen offensichtlich nicht in der Lage, die verschiedenen Gruppierungen innerhalb der Demo unter Kontrolle zu bringen oder überhaupt noch den Überblick zu behalten. So muss es denn auch möglich gewesen sein, dass das Kerzenziehzelt am Bahnhof beschädigt wurde, was bei einer derartigen Institution, «wo ja jeder St. Galler als Kind schon mal drin war», wie es ein anderer Demoteilnehmer ausdrückt, sonst nicht in Frage käme. «Beim Bancomaten der Credit Suisse ist das dann schon eine ganz andere Geschichte.»

Politik stützt Polizei

Nicht nur in den Medien gab die Demo zu reden, sondern auch in der Politik: FDP-Gemeinderat Marcel Rotach, welcher als Kantonspolizist selbst beim Einsatz zugegen war, forderte in einer Interpellation an den Stadtrat ein Vermummungsverbot, die Gewerbevereinigung Pro Stadt lud Polizeivorstand Hubert Schlegel und Pius Vallier zu einem Diskussionsabend in den Papagei.

Auf den zweiten Blick werden die Schäden, welche die Demo nach sich zog, allerdings weit weniger dramatisch eingeschätzt: «So etwas erleben wir ja mehr oder weniger jedes Wochenende», formuliert es Benjamin Lütfolf, Pressesprecher der Stadtpolizei. «Das sind ja auch Leute, denen es nicht um politische Anliegen geht, sondern lediglich darum, fremdes Eigentum zu zerstören. Das kann aber kein Grund sein, Demonstrationen zu verbieten.» Gertrud Zweifel, Kopräsidentin der SP und selbst erfahrene Demoveteranin, stimmt dem zu: «Das ist nicht in der Hitze des Gefechts passiert. Das waren Leute, die nur die Konfrontation gesucht haben, und die dann frustriert waren, dass sie sich nicht mit der Polizei prügeln konnten. Die Polizei, und dazu habe ich Herrn Valier auch schon persönlich gratuliert, hat unter den Umständen überlegt und richtig gehandelt. Dass sie dafür nun von den rechten Kräften angeschossen wird, finde ich daneben.» Doch selbst bei diesen «rechten Kräften» verläuft die Diskussion nicht gradlinig, im Gegenteil: «Klar hat es bei uns Leute, die sofort geschrien haben, die Polizei müsste da etwas unternehmen», erklärt Fredy Brunner, FDP-Gemeinderat und Vizepräsident von Pro Stadt, «aber gleichzeitig gibt es bei uns genug Leute, die sich auch noch an ihre eigene Jugendzeit erinnern. Ich habe die Globuskrawalle selber miterlebt und weiß, was es bedeutet, wenn die Polizei eine Demo auflöst. Das haben wir ja auch kurz vorher bei der Demo in Basel erlebt. Das grundlegende Problem ist doch das Frustpotential, das gerade junge Menschen wie etwa die Rümppler haben. Diese Leute bindet man einfach zu wenig in die Gesellschaft ein, wie gerade jetzt am Beispiel der Palace-Diskussion zu sehen ist.»

Skins in der Stadt

Spannend in diesem Zusammenhang, dass auf indymedia eine parallele Diskussion ablief. Was denn das mit politischem Aktivismus zu tun habe, wenn man sich nicht einmal traue, für die eigene Meinung mit dem eigenen Gesicht hinzustehen, fragt da einer. Worauf ihm ein anderer antwortet, es sei ja schön, dass er offensichtlich einen Lehrmeister und Eltern habe, die damit kein Problem hätten, aber das gelte nicht für alle. Auch ist auf indymedia zu lesen, dass die Demo völlig fehl am Platz war. «Es gibt keine vergleichbar grosse Stadt in der Schweiz, wo sich Freaks und AusländerInnen derart frei zu jeder Tages- und Nachtzeit bewegen können», findet einer und fügt an: «Rechtsradikale gibt es nur im Thurgau, aber nicht bei uns.»

Sicher ein grosses Kompliment an St.Gallen und auch gängige Meinung unter den älteren AktivistInnen. Wenn sich da nur nicht alle täuschen: Zwar zeigt sich, die Gruppe Sanktgaller Skinheads, welche noch vor ein paar Jahren jedes Kinder- und Sanktgallerfest unsicher machte, seit dem Ausstieg ihres Anführers nicht mehr öffentlich. Auch sind aus der Stadt seit der Prügelei vor dem African Club vor rund drei Jahren keine grösseren Fälle bekannt. Tatsache ist aber auch, dass das Hardy's - im gängigen Klischee der Ort, wo sich die jungen St. Galler Punks aufhalten - vermehrt Vorfälle zu melden hatte, bei denen erkennbar Skinheads ins Lokal platzten und sich ein Handgemenge mit Gästen lieferten, und das nicht nur während der Olma. Auch tauchten in den letzten Monaten Sticker wie «Raub. Terror. Mord. Sind sie das nächste Opfer?» einer dubiosen Website zum Thema «Ausländergewalt» in der Innenstadt auch. Und noch ein weiteres: Drei Wochen nach der St.Galler Demonstration kam es bei einem Punkkonzert im Eisenwerk Frauenfeld zu einer Schlägerei zwischen Punks und Skins mit mehreren Verletzten. Dies nur ein halbes Jahr, nachdem bei einem ähnlichen Vorfall zwei junge St.Galler lebensgefährlich verletzt wurden. Am selben Abend hatte das Rümpeltum in der Grabenhalle eine Benefizveranstaltung zugunsten ihres neuen Raums organisiert. Wäre nicht der Anlass in Frauenfeld gewesen, hätte die Schlägerei vielleicht hier stattgefunden. Die Frage ist berechtigt: Waren die jungen Organisatoren der Demo vom 22. November tatsächlich nur jung, unerfahren und auf Sachschäden aus, oder vielmehr eine Art Frühwarnsystem gegen Rechtsradikale in der Stadt? ☺



WORIN ST.GALLEN BLÄTTERT.

Normalerweise informiert der St.Galler Verlag Coating Thomas & Co gemäss seiner Webseite monatlich mit der Zeitschrift «Coating» «über die neuesten Technologien, Geschehnisse und Entwicklungen, die sich im Bereich der chemischen und wissenschaftlich-technischen Beschichtung, Klebstofftechnik, Druckfarben-Chemie und Lacke ereignen.» Seit fünf Jahren nimmt sich der Verlag allerdings auch weitaus vergnüglicheren Entwicklungen an und gibt jeweils anfangs Dezember das «St.Galler Jahr» heraus, quasi der inoffizielle Nachfolger des 1996 eingestellten Zollikofer-Jahrbuchs «Gallusstadt».

Soeben ist Ausgabe 2004 erschienen – und lohnt auf alle Fälle einen Blick: Sind die wenigen PR-Texte tunlichst übersehen und ist die Einleitung von alt-Stadtarchivar Ernst Ziegler überblättert, der auch nach seiner Pensionierung nichts anderes weiß, als über das «versprayte und vergammelte» St.Gallen herzuziehen und dabei an Goethes Faust zu denken, geht's in vergnüglichem Ton und mit überraschend breiter Optik durchs Buch: Geordnet nach Themengebieten wie «Tourismus und Verkehr» oder «Sport und Freizeit» wird die neuste Architektur besprochen, die Stadion-Debatte rekapultiert, das montägliche Inline-Skaten porträtiert – und schon ist man im Kulturteil, in dem Redaktor Thomas Berner mit einem fundierten Kommentar zur Palace-Diskussion («Schliengensief in St.Gallen - manchmal würde man es sich wünschen...») und einem St.Galler Radiotest aufwartet. Löbliche Sache das, ausführlicher Jahrsrückblick inklusive. (red.)



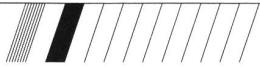
WORIN ST.GALLEN AUCH BLÄTTERT:

St.Gallen neu ins Bild rücken wird übrigens auch unsre Lieblingsgratiswochenzeitung Anzeiger, die ab Januar «Ostschweizer Wochenmagazin anzeiger» heißt: Neu erscheint man an der Oberstrasse nämlich im Tabloid-Format, wird also quasi zu einem Ostschweizer Brückenbauer. Die Nullnummer, die wir per Zufall auf der Strasse fanden, kommt locker gestaltet daher, inhaltlich scheint man sich wenig zu wandeln: Zu unserer grossen Freude bleiben auch die Bratwürste erhalten, neu prominent auf Seite 2 und wenn uns nicht alles täuscht sogar mit etwas grösserer Laudatio. (red.)



WOHIN ST.GALLEN SPENDET.

Dass die Schweiz im allgemeinen ein hartes Plaster für Frauenanliegen bildet, ist spätestens seit der Bundesratswahl bekannt, bei der die alten Männer zur Macht schritten. Dass dies auch für die Osts Schweiz im Speziellen gilt, wurde überdeutlich, als Mephisto Merz abends im 10 vor 10 Krokodilstränen um seine Appenzeller Nachbarin Ruth Metzler weinte, nachdem er sie bei der Wahl garament tatkräftig nicht unterstützt hatte. Kurz nach dem black wednesday bestätigte schliesslich eine weitere Hiobsbotschaft diese Einschätzung: Das St.Galler Archiv für Frauen- und Geschlechtergeschichte spürt bereits die Sparmassnahmen und steht vor einem finanziellen Engpass. In einem Brief rufen die Forscherinnen nun zu Spenden auf: Das Frauenarchiv sei nötiger denn je, «weil es dazu beiträgt, dass neben vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen nicht auch die Geschichte einseitig-männlich dominiert wird.» Einzahlen also unbedingt, schliesslich bringt das Archiv seit Jahren den Gender-Diskurs hinaus in die Pampa - ziemlich einzigartig in der Schweiz übrigens. Raiffeisenbank St.Gallen: AA 10909800, PC Raiffeisen 90-788788-7. (red.)



Untergetaucht



HALLENBAD UND SAUNA
BLUMENWIES
ST. GALLEN



Musikakademie St.Gallen

Kirchenmusik Klassik Jazz

**klubschule
migros**

Geben Sie den Ton an: Jazzschule St. Gallen.

Lehrdiplom Jazz Vollzeitstudium

Musikpädagogik Berufsbegleitende Ausbildung

Nachdiplomstudium Keyboard Berufsbegleitende Ausbildung

Musikalische Grundschule Berufsbegleitende Ausbildung

Vorbereitung zum Lehrdiplom Vorkurs

Studiumsbeginn: August - Anmeldeschluss: April - Aufnahmeprüfungen: Juni

Bestellen Sie den Prospekt "Musik & Kultur" und melden Sie sich zu einer kostenlosen Beratung an.

Weitere Ausbildungen der Musikakademie St. Gallen:

Kirchenmusik - Blasmusikdirektion - Chorleitung

Beratung und Anmeldung

Musik & Kultur Klubschule Migros

Bahnhofplatz 2; 9001 St. Gallen

Tel. 071 228 16 00; Fax 071 228 16 01

musik.kultur@gmos.ch

www.klubschule.ch

REAKTIONEN & REKLAMATIONEN

betr. ‹Swing weiterhin - 2 Jahre toxic.fm›
Saiten 11/03

Unabhängigkeit oberstes Kredo

Lieber Kaspar Surber, als Stiftungsrat unseres unkonventionellen, manchmal holprigen, aber immer wachen Radio toxic.fm hat mich Ihre Festrede gefreut. Die toxic-Macher haben es verdient. Weniger gefreut hat es mich als Geschäftsführer von Radio aktuell - und dies nicht, weil Radio aktuell in Ihrer Festrede erwartungsgemäss ziemlich schlecht wegkommt, sondern wegen der Rolle, die Sie aktuell bei toxic.fm zuschreiben: Radio aktuell und das Tagblatt sind nicht die böse Medienmacht, die mit allen Mitteln versucht, auch bei toxic mitzumischen. Das Gegenteil ist der Fall: Oberstes Kredo im Stiftungsrat war und ist, dass toxic seine programmatische Unabhängigkeit wahrt, sich bewusst absetzt vom bestehenden Radioangebot. Dass dies überhaupt möglich ist, dafür sorgt die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Radio aktuell und toxic im Bereich Werbezeitverkauf. Ohne diese Zusammenarbeit - die schweizweit meines Wissens einmalig ist - gäbe es toxic heute wohl tatsächlich nicht mehr. Auch wenn ich respektiere, dass Sie sich für unabhängige Medien einsetzen: Es hat mich persönlich getroffen, dass Sie unseren Einsatz für toxic.fm in keiner Weise anerkennen und in sein Gegenteil verkehren. Vielleicht hätte man ja vor dem Schreiben auch mal miteinander reden können...

Freundliche Grüsse

André Moesch, Geschäftsführer Radio aktuell & OnAir Werbung AG

Kommen Sie doch mal vorbei

Lieber Herr Surber, mit viel Freude habe ich Ihre Lobeshymne übers Toxic-Radio gelesen. Eigentlich gibt es nur einen einzigen Satz, den ich nicht unterschreiben könnte. Diesem Satz zufolge haben Sie bestimmt Ihren Fuss in letzter Zeit nicht – oder womöglich noch gar nie! – auf HSG-Boden gesetzt. Das möchte ich ändern! Darf ich Sie an die HSG einladen? Ein Stündchen Zeit müssten Sie sich nehmen. Wann passte es Ihnen?

Mit besten Grüßen

Eva Nietlispach Jaeger, Leiterin Kommunikation Universität St.Gallen

(Anmerkung der Red: Es muss sich wohl um folgenden Satz handeln: «Im Vergleich zum sonstigen Geschwätz aus der neoliberalen Kaderschmiede ist und bleibt Toxic der beste Botschafter der Ufo-Uni». Die Einladung ist natürlich angekommen.)

Optimale Mischung

Liebe Redaktion, DANKE für den super Artikel. Endlich mal was Differenziertes in den Medien über toxic.fm. Ich kann Euch beruhigen, toxic.fm wird sich in redaktioneller Hinsicht auch nach dem Abgang von Adrian Schmon nicht ändern. Damals, als ich noch Moderationsleiter war, habe ich bereits eng an der Themenauswahl mit Adrian zusammengearbeitet und ihn unterstützt. Ich denke, die jetzige Mischung ist optimal.

Gruss

Philippe Erath, Redaktionsleiter von toxic.fm

Reaktionen & Reklamationen bitte an: Verlag Saiten, Oberer Graben 38, Postfach, 9004 St.Gallen, redaktion@saiten.ch.

s t a d t m e n s c h

SCHNEIDERS STEUERTIP

von Daniel Klingenberg

Illustration: Tino Müller



An den Fenstern Kruste gewordene Regenspuren. Draussen viel Gewächs, das neckisch herunterhängt. Auch innen gibt es viele Grünpfanzen. So muss der Ausblick aus einem Terrarium sein – es würde einen nicht wundern, guckte ein Leguan zwischen Blättern hervor.

Statt dessen sitzt Reto Schneider, Leiter Steueramt der Stadt St. Gallen, in seinem Büro im Rathaus im ersten Stock, und sagt: «Steuern sind etwas sehr Persönliches.» Und weil wir alle uns schwer tun, Persönliches von uns preiszugeben, gibt es eben viele Anrufe. 15 000 im Jahr, und einige von diesen Anrufern würden dem Steueramt ganz gern Leguane - Pardon: Hunde - auf den Hals hetzen. Dank der natürlichen Umgebung reagieren aber sowohl Chef als auch Angestellte ruhig und gelassen auf emotional aufgewühlte Kunden.

Denn: Mit dem ungünstigen Image, das ein Steueramt nun halt einmal habe, so Schneider, könne man nur positiv umgehen. Das bedeutet: Dienstleistungen professionell erbringen, Kritik ernst, aber nicht persönlich nehmen, das Lamento über das Steueramt als gewichtigen Teil des alltäglichen Nörgelbedürfnisses der Menschheit sehen. Dass es Reto Schneider Ernst ist mit dieser Charme-Offensive, machen die exklusiven «Tipps für Januar-Loch vom Steueramt» für Saiten deutlich.

Ebendieses Januar-Loch entsteht, wenn jemand über die Feiertage beim Ausgeben etwas gar grosszügig war und nun auf den neuen Lohn wartet. Hätte dieser Mensch Steuern gespart, käme er vielleicht nicht in diese missliche Lage! Hätte er die Belege der Weiterbildung - das Selbsterfahrungs-Mal-Kürsli, den Workshop «Schöner Wohnen für Anfänger», das Seminar «Alt sein ist sexy» - gesammelt, könnte er diese vielleicht von den Steuern abziehen! Es wird Zeit, mit einem seriösen Ausfüllen der Steuerklärung einem möglichen Januar-Loch im nächsten Jahr vorzubeugen.

Darum empfiehlt Reto Schneider: Wenn Mitte Januar die Steuerklärung kommt, lesen Sie die Wegleitung genau durch. Füllen Sie nach dieser Anleitung die Steuerklärung aus. Sie können das auch elektronisch machen - dank NAPEDUV. Nein, das ist keine Leguanart. Das ist die «Natürliche-Personen-EDV-Unterstützte-Veranlagung».

Der nächste Schritt ist besonders wichtig: Schlafen Sie ein paar Tage über ihren Erstentwurf! Denn der Herr gibts den Seinen bekanntlich im Schlaf, und das kann beim Ausfüllen der Steuerklärung nicht schaden. Und noch eine weitere gute Nachricht: Die Belege brauchen Sie nicht einzureichen, eine saubere Aufstellung und Begründung für Weiterbildungskosten genügt! Was soll auch das Steueramt mit verwursteten Zetteli.

Dann werfen Sie die Steuerklärung ein und denken ein wenig an den Angestellten im Steueramt, der Ihre Post öffnet. Sollte Sie das Januar-Loch im nächsten Jahr trotz diesen Spar-Tipps in seinen Sog ziehen, trösten Sie sich. Da Ihre Steuern vermutlich verhältnismässig niedrig sind, können Sie eh nicht viel sparen: 20 Prozent der Steuerzahler («die Reichen») kommen für 80 Prozent des Steuervolumens auf.

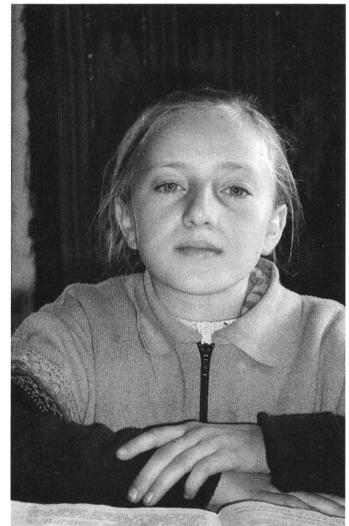
DIE HOFFNUNG FÄHRT EINEN WEISSEN VW-BUS



Knabe aus Tschernobyl



Toilettenbau für Waisenhaus



ein Mädchen aus Tschernobyl-Randregion

30

Ukraine heisst übersetzt Grenzland. Ein solches war die Ukraine schon immer, das Grenzland am Rande Europas. Vor Urzeiten am Rande der sesshaften Zivilisation gegenüber den Nomadenvölkern des Ostens, später am Rande der christlichen Welt gegenüber der islamischen Welt der Turko-Tataren. Ab dem 14. Jahrhundert nacheinander am Rande des Grossfürstentums Litauen, des Königreiches Polen, des Russischen Reiches, des Habsburger Reiches und im 20. Jahrhundert am Rande von Polen, Hitler-Deutschland und der Sowjetunion.

Wenn man vom Rande Europas überhaupt noch weiter wegrücken kann, dann tat dies die Ukraine in der Nacht zum 26. April 1986, als im Block 4 des Atomkraftwerkes Tschernobyl der Reaktor ausser Kontrolle geriet und die Brennstäbe innert Sekunden schmolzen. Eine gigantische radioaktive Wolke verseuchte den Westen der Ukraine. Viele der rund 52 Millionen Menschen im nach Russland zweitgrössten Land Europas stehen seither nicht nur am Rande, sondern am Abgrund der menschlichen Existenz.

Kann man hier überhaupt noch leben? Yuriy lächelt und erbringt während unseres Abendessens den verbalen Beweis, dass es sich sogar am Abgrund leben lässt, wenn man Hoffnung hat. Wie viele Ukrainer, die ich kennen gelernt habe, ist Yuriy ein sehr intelligenter, engagierter und differenzierter Mensch. Weit entfernt vom Tunichtgut Oblomow aus Iwan Gontscharows gleichnamigem Roman. Weit entfernt aber auch vom köstlichen Borschtsch (Suppeneintopf mit Randen, Kohl, Kartoffeln usw.), der kalt wird, weil der 27-jährige Ukrainer seine Worte sorgfältig wählt und unser Gespräch bis tief in die Nacht dauert.

Einsatz fürs Hilfswerk

Yuriy studierte Maschinenbau-Ingenieur für Wasserkraftwerke. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion in der wasserreichen Ukraine eigentlich ein sicherer Beruf mit Zukunft. Während des Studiums hatte er deshalb seine Jugendliebe geheiratet, die heute 25-jährige Krankenschwester Lilija.

Nach dem Studienabschluss stand der motivierte junge Ingenieur aber mit vollem Bildungsrucksack und leeren Hosentaschen vor der Universität. Nicht dass der Dnjepr plötzlich kein Wasser mehr führte und die Seen der Westukraine über Nacht ausgetrocknet wären: Auf dem verschlungenen Weg von der sowjetischen Plan- zur europäischen Marktwirtschaft blieben die Pläne für moderne Wasserkraftwerke ganz einfach

liegen - und werden wohl noch lange liegen bleiben. Ohne Arbeit fand Yuriy auch keine Wohnung. Beides zusammen, keine Arbeit und keine Wohnung, das war keine besonders gute Ausgangslage. Doch das Leben von Yuriy und Lilija, das lerne ich schnell, besteht aus Hoffnung.

Nachdem seine Karriere als Maschinenbau-Ingenieur den Dnjepr bachab ging, hatte Yuriy Glück und fand Arbeit beim Hilfswerk Mission Without Borders International, in der Schweiz Proadelphos. Das Hauptquartier steht in Rivne, von hier aus unterstützt Yuriy zusammen mit 50 anderen MitarbeiterInnen neben unzähligen verarmten Familien rund 8'000 Kinder in 40 Heimen in der Westukraine: Er versorgt Heime mit Kohlen und Kleidern, er lässt in Schulhäusern Toiletten bauen und liefert Schulmaterial, er kontrolliert die Mütterberatung und ist für verarmte Familien die letzte Hilfe in der Not.

Yuriy erhält ein monatliches Gehalt von 710 Gryvnja oder umgerechnet 185 Franken, was im Vergleich zum ukrainischen Durchschnittsgehalt von 50 Franken sehr viel ist. Die Familie kann es sich sogar leisten, dass Lilija als Krankenschwester beruflich aussetzt, bis die beiden Kinder in den Kindergarten kommen. Das Kindergeld von 21 Franken ist nämlich halb so hoch wie ihr Gehalt als Krankenschwester. «Ich kann alleine unsere Familie ernähren», erklärt Yuriy stolz. Mittlerweile hat Lilija den Hauptgang aufgetischt - köstliche Vareniki (mit Kartoffelstock, Sauerkraut oder Pilzen gefüllte Ravioli).

Garten am Strandrand

Bleib noch das Problem der Wohnungssuche. Mit viel Glück konnten Yuriy und Lilija eine kleine Zweizimmer-Wohnung für monatlich 42 Franken mieten. Teuer und trotzdem ein Glücksfall, denn in der Ukraine gibt es kaum Mietwohnungen. Doch nun hat ihnen der Besitzer wegen Eigenbedarf gekündigt und Yuriy wird in der Grossstadt Rivne mit ihren 270 000 Einwohnern eine Wohnung kaufen müssen. Ein schwieriges Unterfangen bei Wohnungspreisen von 15 000 Franken und einem monatlichen Gehalt von 185 Franken. Wer in der Ukraine keine Wohnung oder kein Haus erben kann, muss sich sprichwörtlich haushoch verschulden.

Das junge Paar hofft stattdessen auf den nächsten Glücksfall, darauf, bald wieder eine Mietwohnung zu finden. Vorzugweise mit Garten, denn trotz Yuris gutem Gehalt sind die beiden wie die meisten Ukrainer auf selbst gepflanzte Bohnen, Gurken, Randen, Kartoffeln, Kohl und Kürbis angewiesen. Yuriy und Lilija spazieren mit ihren zwei



Schwangere in der Mütterberatung

Kindern jedes Wochenende zwei Stunden zu ihrem kleinen Stück Land am Stadtrand von Rivne - und mit vollem Rucksack wieder zwei Stunden zurück. Lilija muss den Kuchenkasten nur noch mit Mehl (70 Rappen/Kilo), Sonnenblumenöl (95 Rappen/Liter) und Zucker (30 Rappen/Kilo) füllen. Im Kühlschrank stehen Eier (60 Rappen/6 Stück), Tomaten (teure 2.70 Franken/Kilo) und wenig Fleisch (horrende 5.80 Franken/Kilo).

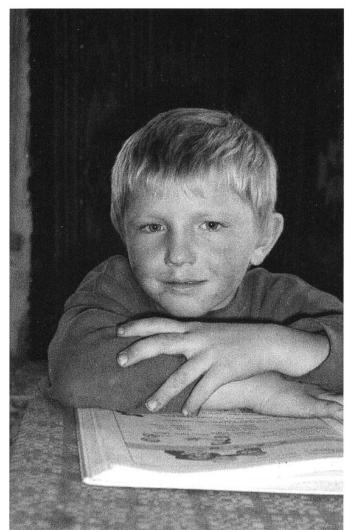
Aus diesen einfachen ukrainischen Grundnahrungsmitteln sowie aus selbst gesammelten Beeren und Pilzen zaubert Lilija täglich die köstlichsten Mahlzeiten, auch die süßen Nalisniki (Omeletten mit Waldbeeren und einer Füllung aus Sauerrahm), die sie uns zum Abschluss des Abendessens auftischt. Die ukrainische Gastfreundschaft ist wirklich unendlich gross, und ich werde Tage später Probleme haben, den neu gewonnenen Freunden etwas davon zurückgeben zu können. Schon lange vor dem Dessert sind die dreijährige Anastasiya und der zweijährige Taras ohne Murren ins Bett geschlüpft.

Gut bewachter Dienstwagen

Tagelang bin ich nach diesem Abend mit Yuriy unterwegs. Von der regionalen Hauptstadt Rivne aus besucht er regelmäßig auch die entlegensten Hilfsprojekte und Kinderheime in den Oblasti (Regionen) Rivne, Khmelnytsk, Volyn und Zhytomyr – bis etwa 100 Kilometer vor



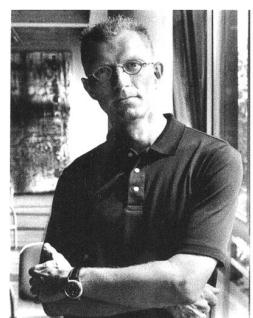
Knaben aus Waisenheim



dem hermetisch abgeriegelten Tschernobyl. Zügig durchquert Yuriy am frühen Morgen zu Fuss die halbe Stadt bis zum Hauptquartier des Hilfswerkes, einem dreistöckigen Ziegelbau hinter meterhohem Maschendrahtgeflecht. Wieso kauft er sich kein Fahrrad? Yuriy lacht: «Stell Dir einmal vor, dafür müsste ich einige Monatsgehälter bezahlen und ich bräuchte trotz Fahrradschloss einen eigenen Wachmann, wenn ich es in der Stadt abstelle.»

Deshalb steht auch der Dienstwagen von Yuriy über Nacht im Innenhof des Hauptquartiers. Deshalb wird auch jeder Besucher des Hauptquartiers vom Wachmann mit einem aufmerksamen «Dobryj den!» begrüßt. Deshalb sitzt Yuriy immer mit dem Blick zum Fenster hinaus im Restaurant, wenn ich ihn unterwegs zu einem Kaffee einlade. Er hüttet den weissen VW-Bus, als ob es ein Ferrari wäre. Ein solcher würde auf den ausgefransten Strassen der Westukraine nicht mehr auffallen. Hier ist man schon stolz, wenn man sich einen armseligen Trabant aus der ehemaligen DDR leisten kann, der eine hellblaue Rauchfahne aus seinem Zweitaktmotor hustet; einen verlotterten russischen Moskwitsch, Saporoschez oder Schiguli; einen unverwüstlichen Wolga oder gar einen nur noch vom Rost zusammen gehaltenen Lada.

Ein durchschnittlicher Ukrainer jedenfalls kann von einem eigenen Auto nur träumen. Alleine die obligatorische Fahrschule würde 140 Franken kosten, was für die meisten jenseits von Gut und Böse ist. «Eigentlich kann ich mir nicht einmal das Träumen leisten», lacht Yuriy und wird mit einem Mal melancholisch, nur kurz, aber deutlich spürbar. Dann straffen sich seine Schultern wieder und trotzig erklärt er: «Ich brauche auch kein Auto!» Der junge Ukrainer will nur weg vom Abgrund, will zusammen mit seinen Landsleuten wieder einen Platz in Europa finden. Und er glaubt fest daran, dass dies zu schaffen ist. Unversehens bekommt das Prinzip Hoffnung für mich ein Gesicht und einen Namen. ☠



Jürg Vollmer, 1962, arbeitete lange Jahre als Journalist, u.a. für die Tagesschau und das Deutsche Welle TV. Seit zwei Jahren berät er in St.Gallen verschiedene Schweizer Nonprofit-Organisationen im Fundraising und der Organisationsentwicklung. Im Rahmen dieser Tätigkeit reiste er unlängst nach Rivne.

DER DOM UND DAS GERADE NICHT DOMINIERENDE

Man kann nicht in St.Gallen gewesen sein und den Dom nicht wahrgenommen haben. Er ist gewissermassen St.Gallen oder ohne ihn wäre St.Gallen eine andere Stadt. Das ist mir sofort aufgefallen, als ich das erste Mal an diesem Platz stand: Als ehemals katholischer Österreicher, für den kirchliche Kunst zuerst einmal barock war, konnte man in diesem barockarmen Land gar nicht anders, als einmal nach Einsiedeln, dann nach St.Gallen und später auch noch nach Solothurn reisen. Und da stand ich also vor und in diesem pompösen Gehäuse und dachte, dass es mir so gar nicht in das vertraute Bild dieser Epoche passte (es war übrigens noch einige Zeit vor der Restaurierung gewesen).

32

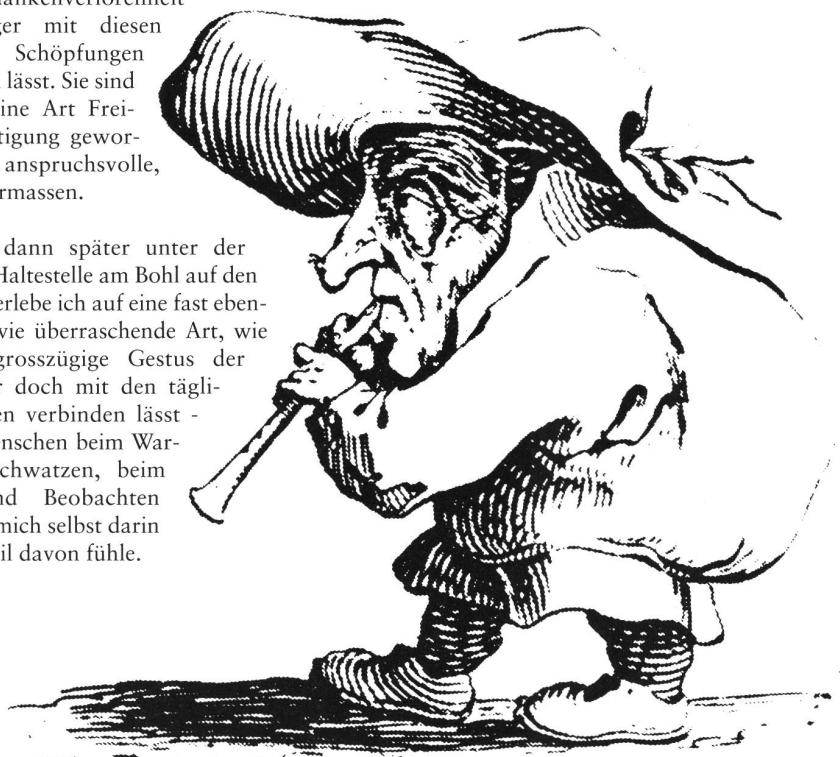
Dann besuchte ich viele Jahre später eine Barockausstellung in Turin, und ganz zum Schluss, als ich erschöpft nach 6 Stunden Besichtigung ans Ende der sowohl wundervollen wie monströsen Schau kam, stand als letztes Beispiel, gleich nach dem Modell des Kremls, ein Holzmodell des St.Galler Doms. Es war ein wenig anders, als ich die gebaute Kirche in Erinnerung hatte, aber es öffnete mir schlagartig die Augen für die Besonderheit dieses Baus. Kaum nachhause gekommen (infolge der vergangenen Zeit war nun mein augenblickliches Zuhause eben St.Gallen geworden), eilte ich in die nun schon längere Zeit köstlich renovierte Kirche und kontrollierte meine gedanklichen Erkenntnisse mit der sinnlichen Erfahrung. Und siehe da: Nun sah ich tatsächlich, was ich wusste – eine Erfahrung, die ich in der täglichen Arbeit im Theater ständig mache, denn das Textbuch ist ja nicht viel mehr als ein Voraus-Modell der dann später realisierten Aufführung.

Was also wusste ich nun und sah es daher auch? Die perfekte Ausgestaltung einer eigentlich längst bekannten, aber nun, am Ende der Barockzeit, gewissermassen souverän formulierbaren Formensprache – die nicht weniger ist, als der exakte Ausdruck der dahinter liegenden Gedanken. Nennen wir sie einmal pro beweise: Post-Barock. Das heisst, die Stilprinzipien jener Zeit sind virtuos zu Ende geführt wie die geistlichen Gedanken jener Zeit – aber alles ist zu diesem Zeitpunkt eigentlich bereits überholt. Im Gewand der gerade noch (historischen) «Moderne» werden die alten, bis dahin tradierten Werte noch einmal so aufgezählt, dass sie Ewigkeitscharakter zu haben scheinen. Der Glanz der (zu) späten Meisterschaft ist auch ihr Elend: Sie richtet sich an die bisherigen Benutzerinnen und Kenner, nicht an die-

jenigen, die vielleicht bereit wären, aus dem Fundus der Religion auch für die neue Zeit und für die nun unbekannten Lebenswelten eine Stütze, eine Hilfe, ein Ansporn oder wenigstens eine Anregung zu sein.

Wenn ich heute erwartungsvoll den grossen leeren Platz betrete, genussvoll auf die so subtil gestaltete Eingangspartie in der Mitte des Schiffes zugehe und mich dann mit einer bis zur ästhetischen Begeisterung gesteigerten Bewunderung für die Gestaltung des Innenraums zwischen den Altären bewege, so wird mir, fast muss ich sagen: bedauernd deutlich, wie es keine Vermittlung mehr gibt zwischen diesen Inhalten und meinem konkreten Leben. Ich glaube, das hat nichts damit zu tun, dass die auf diese Weise festgezurten Religionen ihren Sinn verloren haben, sondern damit, dass sich mein Wunsch nach Konzentration, nach hochgestimmtem Erlebnis, nach Gedankenverlorenheit nicht länger mit diesen räumlichen Schöpfungen vereinbaren lässt. Sie sind für mich eine Art Freizeitbeschäftigung geworden – eine anspruchsvolle, zugegebenermassen.

Wenn ich dann später unter der Calatrava-Haltestelle am Bohl auf den Bus warte, erlebe ich auf eine fast ebenso banale wie überraschende Art, wie sich der grosszügige Gestus der Architektur doch mit den täglichen Dingen verbinden lässt – und ich Menschen beim Wartern und Schwatzen, beim Saufen und Beobachten erlebe und mich selbst darin als einen Teil davon fühle.



Menschen, welche neu nach St.Gallen gezogen sind oder planen, die Stadt zu verlassen, beschreiben für Saiten sechs Monate lang aus ihrer Sicht und Situation das Stadtleben: Saitens erster Stadtschreiber **Peter Schweiger**, 1939, leitet zur Zeit seine letzte Saison als Schauspieldirektor am Theater St.Gallen, ehe er im Sommer von hier fortziehen wird.